

Bernhard Greiner (Tübingen)

Crimen – Diskriminierung – Literatur der Übertretung

Musil: *Die Verwirrungen des Zöglings Törleß*, Muschg: *Der Zusenn oder das Heimat*, Kluge: *Warten auf bessere Zeiten*

Die Un-Tat, das Verbrechen als Begründung von Literatur: das hat eine wahrhaft bis zu Adam und Eva zurückreichende Tradition. Geschichten werden erzählt, um dem Anderen, wo es als Erfahrung aufscheint, den Schrecken zu nehmen, indem sie es als ursprünglich Gleiches erweisen, das zu einem Anderen erst geworden ist. Das eben leistet die Erzählung vom Sündenfall. Sie etabliert die Unterscheidungen ›menschlich-göttlich‹ (Essen vom Baum der Erkenntnis, um wie Gott zu sein), ›tot-lebendig‹ (Vertreibung aus dem Paradies als Vertreibung vom ›Baum des Lebens‹), männlich-weiblich (Erkennen der Nacktheit). So wird suggeriert, daß diese drei Grundunterscheidungen vor dem Sündenfall nicht gegeben waren. Die Erzählung vom Turmbau zu Babel leistet dasselbe im Hinblick auf die Erfahrung unterschiedlicher Sprachen. Analog ist nicht im Verbrechen selbst, sondern in der mit ihm aufscheinenden Erfahrung des Anderen (die das Prinzip der Unterscheidung einführt) das Trauma zu erkennen, das literarisch produktiv macht.

Eine Systematik literarischer Aneignungen des Verbrechens (strukturell neutral formuliert: der Übertretung) hat ›Verbrechen‹ als relationalen Begriff zu nehmen, d. h. als ›Übertretung‹, die nur von ›Ordnung‹ her zu fassen ist (und umgekehrt), indem diese jene von sich unterscheidet (diskriminiert) und damit zugleich auf sich bezieht. Solches Diskriminieren ist ein Bezeichnen, sei es als Handlung (z. B. im Racheakt), sei es als Jurisdiktion oder als literarische Aneignung. Systematisch lassen sich vier Möglichkeiten unterscheiden, Übertretung zu ›bewältigen‹, wozu jeweils literarische Konkretisierungen bestimmt werden können. Bewältigung durch Rationalisierung impliziert auf der Ebene literarischer Konkretion die Spielart, die Übertretung als Gegenstand der Literatur (in der Rede) zu fassen. Das kann zum einen in der Weise unternommen werden, daß die Übertretung als Bruch behandelt wird. Rechtsprechung, Strafvollzug, aber auch literarische Aneignungen dieser Variante sind darauf gespannt, die Übertretung festzustellen, d. h. sie auf den Begriff zu bringen, um dann durch Strafe die Ordnung wiederherzustellen, mithin eine Art Reinigung vorzunehmen. Literarisch ergibt sich für diese Variante eine Bandbreite von Genres von der moralischen Traktatliteratur bis zur Tragödie. Zum andern kann die Spielart, Übertretung als ›Gegenstand‹ der Literatur zu fassen, die Übertretung als Kontinuum behandeln. Gewollt bzw. gefordert ist in diesem Ansatz, die Belangbarkeit des Täters einzuschränken, indem die Tat transsubjektiven Mächten (Gesellschaft, Geschichte, Triebstruktur, Natur [z. B. medizinisch]) in Rechnung gestellt wird. Die Ableitung der Tat als determiniert fällt

mit ihrer möglichst lückenlosen Verbalisierung zusammen, das eine ermöglicht das andere. Literarisch impliziert diese Variante die Aufhebung des Tragischen durch die Kategorie des ›Interessanten‹. Bewältigen der Übertretung durch Metaphorisierung als zweite Spielart besagt literarisch, die Übertretung als Diskurs zu behandeln, zu verstehen als Versuch, nicht über die Übertretung, sondern diese selbst zu sprechen bzw. schreibend zu vollziehen. Verbrechen/Übertretung sind in dieser Spielart nicht von dem Akt, über sie zu sprechen bzw. zu schreiben, getrennt, vielmehr in diesen eingegangen. Auch hier lassen sich systematisch zwei Weisen der Verwirklichung unterscheiden. Die Übertretung kann zum einen als Ästhetisierung vollzogen werden. Das geschieht, wenn sie Öffnung wird in einen Raum der Ideen (des Metaphysischen, strukturell des Un-Endlichen), die der Anschauung und damit der begrifflichen Bestimmung entzogen sind: Die Übertretung im Horizont dieses Anderen zu entfalten, vollzieht strukturell den Vorgang der Metaphorisierung. Literarisch entsprechen dem Ansätze, Übertretung im Rekurs auf Verfahren ›negativer Darstellung‹ anzueignen, wie sie z. B. Kant am Erhabenen entwirft. Die Unangemessenheit aller Darstellung, das Scheitern der Versinnlichung, wird dabei zum Ausweis eines Übersinnlichen. Die Übertretung kann zum andern als Ent-Strukturierung bzw. De-Semantisierung (i. S. von Foucaults *Préface à la transgression* [Foucault 1979]) vollzogen werden. Das geschieht, wenn sie Öffnung wird in einen ›Raum‹, in dem das Prinzip der Unterscheidung aufgehoben ist, mit der Konsequenz, daß es in ihm keine Zeichen mehr geben kann, Rede/Literatur sich selbst aufheben. Nur in Grenzformen (›Verwirrungen‹) kann dies literarisch mit-teilbar sein.

Die Spielarten der Metaphorisierung machen die Übertretung selbst zu Sprache, als Medium und Botschaft zugleich. In literarischen Texten finden sich selbstverständlich oft mehrere der vier möglichen Aneignungen der Übertretung gleichzeitig. Musils Roman *Die Verwirrungen des Zöglings Törleß* kann ein besonderer Rang zuerkannt werden, da er alle vier Möglichkeiten durchspielt. Die ersten drei werden aufgegeben und verworfen – als Absprungstelle zur vierten. Muschg und Kluge arbeiten demgegenüber in den hier ausgewählten Texten an der Aufhebung von Unterscheidung auf der Gegenstandsebene (Behandeln der Übertretung als Kontinuum) und arbeiten dabei als unausweichliche Paradoxe dieses Ansatzes heraus, daß die Aufhebung des Fremden in der perfekten Verbalisierung nur um den Preis neuer Unterscheidung auf der nächst höheren Ebene der Betrachtung gelingt.

Bekanntlich hat sich Musil gegen die Deutung der *Verwirrungen des Zöglings Törleß* als psychologische Studie einer Adoleszenzkrise gewehrt.¹ »Der Sechzehnjährige« sei nur »eine List« für möglichst pointierte »Gestaltung von seelischen Zusammenhängen.«² Zwar argumentiert der Roman durchaus psychologisch, wenn er darlegt, wie sich in Törleß die ›Verwirrungen‹ vorbereiten,

¹ Zu Musils Auseinandersetzung mit der Psychologie: Eberhard von Büren 1970.

² Robert Musil: »Über Robert Musil's Bücher«, in: Gesammelte Werke 2, S. 996; Zitate aus *Die Verwirrungen des Zöglings Törleß* werden im Text nach der Ausgabe Musil 1978 nachgewiesen.

in die ihn dann das Vergehen Basinis stürzen wird: zuerst das exzessive Briefeschreiben an die Eltern als Kultivieren einer exklusiven Innenwelt, dann die schwärmerische Liebe zum religiös angehauchten jungen Fürsten als erste Hinwendung zu einer transrationalen Welt, später die sonntäglichen Besuche bei der Prostituierten Bozena als Begehren nach dem sexuellen Aspekt von Mutter-Liebe. Dann aber wird die Psychologie entschlossen weggeräumt, steht mit Basinis Vergehen ein grundlegender Bruch der Wirklichkeitsauffassung zur Debatte, nicht mehr nur eine entwicklungspsychologisch erklärbare Übergangskrise. Törleß erfährt Basinis Vergehen als Riß in der bisher als kohärent aufgefaßten Wirklichkeit, als Öffnung, die in eine Welt jenseits des Geregelteten, jenseits des vernünftig Geordneten blicken läßt, in die hinüberzugehen nun jederzeit möglich erscheint:

Da war nun etwas zum ersten Male wie ein Stein in die unbestimmte Einsamkeit seiner Träumereien gefallen; es war da; [...] es war Wirklichkeit. Gestern war Basini noch genau so wie er selbst gewesen; eine Falltüre hatte sich geöffnet, und Basini war gestürzt. [...]

Dann war aber auch alles andere möglich. [...] Dann war es auch möglich, daß von der hellen, täglichen Welt, die er bisher allein gekannt hatte, ein Tor zur einer anderen, dumpfen, brandenden, leidenschaftlichen, nackten, vernichtenden führe. Daß [...] nicht nur ein Übergang besteht, sondern ihre Grenzen heimlich und nahe und jeden Augenblick überschreitbar aneinanderstoßen ...

Und die Frage bliebe nur: wie ist es möglich? Was geschieht in solchem Augenblicke? Was schießt da schreiend in die Höhe und was verlischt plötzlich? ... (46f.).

Damit ist die Fragestellung gegeben, zu der das gewählte Ambiente und Personal, pubertierende Jugendliche in einem von der Welt (›Großstadt« [8]) abgechiedenen Konvikt, nur eine geschickte, d. h. Nebenfaktoren weitgehend ausschließende Versuchsordnung abgeben. Verschiedene Möglichkeiten, Übertretung zu verarbeiten, werden durchgespielt.

Eingelernt ist der Weg der Rationalisierung; die Tat wird auf den Begriff gebracht, durch Strafe sodann die erschütterte Ordnung restabliert:

Törleß begann sofort zu sprechen. [...] Er sagte: »Basini ist ein Dieb.« Und der bestimmte, harte Klang dieses Wortes tat ihm so wohl, daß er zweimal wiederholte. »... ein Dieb. Und einen solchen bestraft man – überall, in der ganzen Welt. Er muß angezeigt, aus dem Institute entfernt werden! Mag er sich draußen bessern, zu uns paßt er nicht mehr!« (47).

Diese Art der Verarbeitung wird doppelt abgewiesen. Zum einen durch die Mitfiguren, die Basini als Versuchsobjekt ihrer Interessen benützen wollen, zum andern durch den Erzähler, der Törleß' Rationalisierung als Ausweichen vor den Erfahrungen deutet, die diese Übertretung bereithält:

Es schien ihm [Törleß], daß irgend etwas Entscheidendes bevorstehe, und er erschrak vor diesem Heranrückenden, wollte ausweichen, eine Frist gewinnen ... (47).

Was Törleß' Eltern zum Vorfall sagen, wird noch entschiedener als »schlichte Auffassung« abgewertet. Die Eltern stehen für die zweite Variante der Rationalisierung, hier für ein maßvolles, pädagogisches Behandeln des Falls im Rekurs

auf die beschränkte Belangbarkeit eines »noch nicht ... fertigen Menschen«, eines »weichen, in der Entwicklung begriffenen Charakter[s]« (52). Törleß vermißt an dieser Verarbeitung jeden Sensus für den grundlegenden unwiderrüflichen Bruch der Ordnung, der ihm durch Basinis Tat manifest geworden ist. Auch der Erzähler verschmäht den literarisch ausgetretenen Weg einer – entlastenden – Herleitung der Tat. Nur rudimentär werden Auskünfte gegeben, die hierzu dienen könnten (Basini als Außenseiter im elitären Konvikt, daher gezwungen, sich Achtung zu erkaufen oder durch Lügen zu erschleichen); wenn der Erzähler, was sehr selten geschieht, nicht aus der Perspektive eines der drei Protagonisten über Basini spricht, häuft er abwertende Attribute (z. B.: »schwächlich«, »weich«, »träge«, »weibisch«, »geringer Verstand«, »im Fechten und Turnen schwach«, »kokett«, »zurückgeblieben in der Entwicklung«, »eitel«, »lächerlich«, »moralisch minderwertig«, »dumm« [50f.]).

Spiegelbildlich zur Rationalisierung der Eltern steht Reitings Reaktion. Statt eines – entlastenden – Systems der Determination nach rückwärts errichtet er ein belastendes nach vorn. Die Übertretung wird zum Ausgangspunkt eines Spiels der Macht mit dem Täter wie dem Schülerkollektiv. Auch dies wird verworfen, von Törleß wie vom Erzähler, als »gedankenlose, öde, ekelhafte Quälerei« (125), als »stumpfsinnige, widerwärtige, tierische« Narrheit (vgl. 126).

Mehr Aufmerksamkeit erhält Beinebergs Reaktion. Er nimmt die Übertretung Basinis und die Möglichkeit, durch Quälen und Erniedrigen des Mitschülers dessen Übertretung weiterzuführen, als Chance, Zugang zu einer anderen Welt zu gewinnen, in der die rationalen Gesetze der Alltagswirklichkeit aufgehoben oder doch eingeschränkt sind. Das Vergehen selbst und die Übertretungen, die die selbsternannten Erzieher an Basini vollziehen, werden in den Horizont eines dem Alltagsverstand Unzugänglichen gerückt, das eine wird im Horizont des Anderen entfaltet. Poetologisch besagt das, eine Metapher zu bilden. So weit sind Beinebergs Experimente und Törleß' Ansätze, Basinis Übertretung zu verarbeiten, strukturell gleich. Die Übertretung wird aufgegriffen als Öffnung in einen Raum der Erfahrung eines Anderen, das sich dem Verstand verschließt, der doch erst Anschauung und Erkenntnis produziert. Beineberg will mit Basini als Medium in den Raum dieses Anderen transzendieren, das er in einer verquast rezipierten indischen Philosophie schon festgelegt hat. Das läßt seine Metaphorisierung der Übertretung kläglich scheitern, als falschen Stimmungszauber (vgl. 117) und dilettantischen Hypnoseversuch. Statt solcher Transzendierungsversuche ist es Törleß' Anliegen, sich dem in der Übertretung eröffneten Anderen, das sich der Fassung entzieht, zuzuwenden, ohne es durch Vorausinterpretation als solch ein Anderes sogleich zum Verschwinden zu bringen:

Alles, was sich in ihm [Törleß] regte, lag noch im Dunkeln, aber doch spürte er schon eine Lust, in die Gebilde dieser Finsternis hineinzustarren, welche die anderen nicht bemerkten. Ein feines Frösteln war in diese Lust gemengt. Als ob über seinem Leben nun beständig ein grauer, verhängter Himmel stehen werde – mit großen Wolken, ungeheuren, wechselnden Gestalten und der immer neuen Frage: Sind es Ungeheuer? Sind es nur Wolken? (49f.).

Für Törleß ist nicht ein Irrationales in die rational bestimmbare Ordnung der Dinge eingebrochen, die rationale Ordnung selbst ist vielmehr brüchig geworden, d. h. jederzeit mit einem »zweiten Gesicht« (vgl. 137) zu betrachten, »bald mit den Augen des Verstandes, bald mit den anderen« (138):

Es kam wie eine Tollheit über Törleß, Dinge, Vorgänge und Menschen als etwas Doppelsinniges zu empfinden. Als etwas, das durch die Kraft irgendwelcher Erfinder an ein harmloses, erklärendes Wort gefesselt war, und als etwas ganz Fremdes, das jeden Augenblick sich davon loszureißen drohte (64).

Das Geschehen nimmt eine Wende ins »Ästhetische«, wie Kant dieses bestimmt hat,³ d. h. es geht nicht um Basinis Tat, sondern um Vorgänge im betrachtenden Subjekt: »gar nichts außer mir, – in mir suche ich etwas; in mir!« (83), beteuert Törleß. Eine Annäherung an dies Gesuchte, Törleß' schockhafte Erfahrung des Unendlichen, erfolgt analog zu Kants Bestimmung des (mathematisch) Erhabenen (bei Kant ein Übergang von der Welt der Erscheinungen zur Welt der Ideen *ex negativo*):

Und plötzlich bemerkte er, – und es war ihm, als geschähe dies zum ersten Male, – wie hoch eigentlich der Himmel sei.

Es war wie ein Erschrecken. Gerade über ihm leuchtete ein kleines, blaues, unsagbar tiefes Loch zwischen den Wolken.

[...] »Freilich gibt es kein Ende«, sagte er sich, »es geht immer weiter, fortwährend weiter, ins Unendliche.« Er hielt die Augen auf den Himmel gerichtet und sagte sich dies vor, als gälte es die Kraft einer Beschwörungsformel zu erproben. Aber erfolglos; die Worte sagten nichts, oder vielmehr sie sagten etwas ganz anderes, so als ob sie zwar von dem gleichen Gegenstande, aber von einer anderen, fremden, gleichgültigen Seite desselben redeten.

»Das Unendliche!« Törleß kannte das Wort aus dem Mathematikunterrichte. Er hatte sich nie etwas Besonderes darunter vorgestellt. Es kehrte immer wieder; irgend jemand hatte es einst erfunden, und seither war es möglich, so sicher damit zu rechnen wie nur mit irgend etwas Festem. [...]

Und nun durchzuckte es ihn wie mit einem Schläge, daß an diesem Worte etwas furchtbar Beunruhigendes haften. Es kam ihm vor wie ein gezähmter Begriff, mit dem er täglich seine kleinen Kunststückchen gemacht hatte und der nun plötzlich entfesselt worden war. Etwas über den Verstand Gehendes, Wildes, Vernichtendes schien durch die Arbeit irgendwelcher Erfinder hineingeschlüpfert worden zu sein und war nun plötzlich aufgewacht und wieder fruchtbar geworden (62f.).

Das Scheitern im Versuch, dies Unendliche in einem »Ganzen der Anschauung zu begreifen«⁴ wird wie bei Kant zum (negativen) Beweis eben des Vermögens, das solche Zusammenfassung gleichwohl fordert (bei Kant die Vernunft). Im

³ *Kritik der Urteilskraft*, § 1: »Um zu unterscheiden, ob etwas schön sei oder nicht, beziehen wir die Vorstellung nicht durch den Verstand auf das Objekt zum Erkenntnis, sondern durch die Einbildungskraft [...] auf das Subjekt und das Gefühl der Lust oder Unlust desselben. Das Geschmacksurteil ist also kein Erkenntnisurteil, mithin nicht logisch, sondern ästhetisch, worunter man dasjenige versteht, dessen Bestimmungsgrund nicht anders als subjektiv sein kann.« Immanuel Kant 1924, S. 39.

⁴ Immanuel Kant 1924, S. 100.

Unterschied zu Kants Bestimmung des Erhabenen ist das so erwiesene Vermögen zu Ideen bei Törleß aber nicht ein beruhigender Aufweis der Vernunftfähigkeit des Menschen, vielmehr etwas »furchtbar Beunruhigendes«. Worin dieses besteht, wird zu fassen gesucht, indem der Blick [auf das Unendliche] verschoben wird zum Auge, das blickt. Während einer nächtlichen Quälerei Basinis durch Reiting und Beineberg ist Törleß in den Anblick einer auf dem Dachboden umgekippten Laterne versunken:

›Ist das nicht wie ein Auge?‹ sagte er und wies auf den über den Boden fließenden Lichtschein. [...]

›Mir ist dieses Licht wie ein Auge. Zu einer fremden Welt. Mir ist, als sollte ich etwas erraten. Aber ich kann nicht. Ich möchte es in mich hineintrinken ...‹ (71).

Das Andere, das sich seit der Übertretung Basinis als Brüchig-Werden der Erfahrungswirklichkeit bei Törleß angekündigt hat, schlägt hier gewissermaßen die Augen auf,⁵ aber es spricht nicht. Törleß versucht, es zum Sprechen zu bringen, indem er Basini zwingt, die Übertretung auszusprechen, die die Irritation der Wirklichkeitswahrnehmung ausgelöst hat:

Es trat ein kurzes Schweigen ein. Da sagte plötzlich Törleß leise, fast freundlich: ›Sag doch, ich bin ein Dieb.‹

Basini machte große, fast erschrockene Augen; [...] (72).

Das Motiv des Auges ist derart an den Ort der Übertretung zurückgeführt, und jetzt wird an diesem Ort auch gesprochen werden, Basini wird den befohlenen Satz sagen. Aber es ist sein eigener Satz, den Törleß dann hört, nicht ein Sich-Eröffnen der »fremden Welt«, die Törleß zu »erraten« sucht (71). So stellt Törleß hier Beinebergs falscher Metaphorisierung der Übertretung (ihrer Adaption in einer pseudomystischen Seelenlehre) eine nicht gelingende Metaphorisierung gegenüber. Sein Versuch, die Übertretung auf diesem Weg sprechen zu machen, greift zu kurz, wie seine Blicke in der Szene zuvor nicht in die Unendlichkeit des Himmels vorzudringen vermochten:

Es war, als ob die aufs äußerste gespannte Sehkraft Blicke wie Pfeile zwischen die Wolken hinschleuderte und als ob sie, je weiter sie auch zielte, immer nur ein wenig zu kurz trafe (62).

Basini sagen zu lassen, daß er ein Dieb sei, trifft zu kurz, trifft die andere Wirklichkeitsauffassung nicht, die die Übertretung eröffnet hat. Aber diese Szene faßt sehr genau, was Törleß' Verwirrung ausmacht, d.i. die paradoxe Struktur der Übertretung.

Basinis Tat hat für Törleß in dem bislang sicher geglaubten Zusammenhang der Welt Abgründe aufgerissen, hat die Möglichkeit von Erfahrungen eröffnet,

an denen alle Auffassungsvermögen scheitern (das führte am Motiv der Unendlichkeit des Himmels zur Analogie mit Kants Bestimmung des Erhabenen). Aber Basinis Tat steht auch an der Stelle, da ein Reden des Anderen erwartet wird. So ist Basini doppelt ein Dieb. Er hat als Dieb etwas entwendet, die bisher sichere Wirklichkeitsauffassung; damit ist er ein Dieb der Übertretung i. S. eines *Genitivus subjectivus*. Zugleich nimmt er den Platz des Anderen ein, das die Übertretung bereithält (wie sein erschrockenes Auge auf der Ebene des Erzählens an die Stelle des Auges tritt, das Törleß auf dem Boden der Dachkammer zu erkennen glaubte), so ist Basini auch ein Dieb der Übertretung i. S. eines *Genitivus objectivus* (d.h. die Übertretung verstellend, entwendend). Basini hat mit seiner Untat den Raum der Übertretung eröffnet, und er steht an ihrer Stelle, ver-stellt sie. Damit erhält der Akt der Übertretung Dauer, als seiend und zugleich nicht-seiend, als anwesend und abwesend. Entsprechend endet die Übertretung nicht mit der Ankunft in einer anderen Wirklichkeit, in die transzendierte wäre. Das unterstreicht der Erzähler, indem er Törleß im Zweifel zeigt, ob er »ein Seher« sei »oder ein Halluzinierter« (89) und wenig später kommentiert: »nie hatte er eine wirkliche Vision: immer nur die Illusion einer solchen, gewissermaßen nur die Vision seiner Visionen« (91). In diesem Verharren im Akt der Übertretung als paradoxer Einheit von Anwesenheit und Abwesenheit einer ganz anderen Wirklichkeit erarbeitet Musil dem Thema ›Verbrechen und Literatur‹ eine neue Dimension.⁶ Statt zwei Welten (eine der Ordnung, des Rechts und eine des Ordnungslosen, des Verbrechens) einander gegenüberzustellen und dialektisch aufeinander zu beziehen, richtet sich das Interesse auf den Akt der Übertretung, auf seine Tiefendimension, die aber nur negativ zu fassen ist, im Festhalten dessen, was zur Öffnung geführt hat und was sie zugleich verstellt. Übertretung wird damit vom Gegenstand der Rede auf die Ebene des Diskurses verlagert, wird zur Aufgabe, die Übertretung reden zu machen. Als eine erste Möglichkeit bietet der Text allegorische Rede an. Der mathematische Umgang mit imaginären Zahlen wird zur Allegorie der neuen Wirklichkeitserfahrung. Die Parallele wird ausdrücklich gezogen. Der Gedanke, Basini den hintergründigen Satz ›Ich bin ein Dieb‹ sprechen zu lassen, wird als ›Einfall‹ bezeichnet, von dem Törleß bedauert, daß er ihn seinen Kameraden preisgegeben hat (vgl. 72), da diese ihn nur als subtile Quälerei auffassen. Hierauf folgt übergangslos die Bemerkung, Törleß sei »während des Mathematikunterrichts [...] [über imaginäre Zahlen] plötzlich ein Einfall gekommen« (73).

Zur Frage, ob das Rechnen mit imaginären Zahlen als Allegorie der neuen Wirklichkeitserfahrung gelten kann, ist zu beachten, daß Törleß, nach anfänglicher Irritation, diesen Teil der Mathematik durchaus akzeptieren kann – sofern er sein Nachdenken hierüber von Gedanken an Basini freizuhalten ver-

⁵ Walter Benjamin hat solches Aufschlagen des Auges mit der Erfahrung der ›Aura‹ zusammengebracht: »Die Aura einer Erscheinung erfahren, heißt, sie mit dem Vermögen belehnen, den Blick aufzuschlagen.« Benjamin 1974, S. 647. Auf den möglichen Parallelismus des Bildes hat verwiesen: Joseph Vogl 1987.

⁶ Im *Mann ohne Eigenschaften* wird diese Fragestellung wiederkehren, allerdings auseinandergelegt in den Moosbrugger-Komplex auf der einen, den Ulrich-Agathe-Komplex ›anderer Zustand‹ auf der anderen Seite.

mag. Wie es der Figur der Allegorie entspricht, ist das Feld, auf dem das Thema ›Übertretung‹ dann zur Debatte steht, ein ganz anderes. Auch die imaginären Zahlen führen auf ein Paradox. Einerseits kann mit diesen Zahlen, die ›unmöglich‹ sind [Zahlen, aus denen eine Wurzel gezogen werden soll, können nicht negativ sein, da sie als mit sich selbst multipliziert gesetzt sind, was zu einer positiven Zahl geführt haben muß (vgl. Roßbacher 1986)], korrekt gerechnet werden. So bewegt man sich in einem Raum ohne Halt. Andererseits kann die Unmöglichkeit zum Verschwinden gebracht werden durch Kürzen der imaginären Zahlen in einer Gleichung (so erläutert Beineberg: »die imaginären Faktoren müssen sich [...] im Laufe der Rechnung gegenseitig aufheben« [74]), womit der Boden zugleich sicher bleibt auf dem man steht. Kafka wird wenig später den Effekt solch paradoxer Wirklichkeitserfahrung als »Seekrankheit auf festem Lande« umschreiben (Kafka 1990, S. 104), Törleß erläutert zu der hier eröffneten »Vorstellung des Irrationalen, des Imaginären«:

In meinem Kopfe war vordem alles so klar und deutlich geordnet; nun aber ist mir, als seien meine Gedanken wie Wolken, und wenn ich an die bestimmten Stellen komme, so ist es wie eine Lücke dazwischen, durch die man in eine unendliche, unbestimmbare Weite sieht (81f.).

Die berechenbare, entsprechend sichere Welt ist zugleich eine Welt unendlicher, unbestimmbarer Weite. Auf ein und dasselbe treffen entgegengesetzte Prädikationen zu, wobei wesentlich ist, daß diese auf verschiedenen Ebenen liegen (real – imaginär, endlich – unendlich, möglich – unmöglich). So ist die Logik der Identität aufgehoben, aber nicht derart, daß sich ein dialektischer Prozeß zwischen den widersprüchlichen Positionen entfalten könnte (Vogl 1987, S. 72); denn dazu müßten die sich widersprechenden Prädikationen auf einer Ebene liegen. Die bisher sichere Welt ist nicht eines und noch ein anderes, Endliches, Bestimmtes; sie ist vielmehr sicher und zugleich jenseits alles Sicherem, sie ist strukturiert (in rationalen Zahlen ausdrückbar) und unstrukturiert (auf imaginären Zahlen aufruhend). Die Mathematik weiß mit solcher Erschütterung umzugehen, indem sie die Lücke, die die imaginären Zahlen aufreißen, mit deren Kürzung wieder schließt.⁷ Was der Mathematikprofessor dem verstörten Törleß als philosophische Unterstützung hinzugesellt, ist von derselben Art: ein Verweis auf Kants Bestimmung menschlichen Handelns auf

⁷ Was der Roman der Mathematik vorwirft, sich gerade nicht in den Horizont der Gleichzeitigkeit des Unvereinbaren zu stellen, trifft die Mathematik nicht wirklich, da deren aufregendste Entdeckungen seit der Jahrhundertwende gerade darum kreisen, diese Gleichzeitigkeit des Unvereinbaren zu rechnen, etwa Guiseppe Peanos Gleichung für eine Kurve, die Linie und Fläche, d. h. ein- und zweidimensional zugleich ist (die ganze Ebene eines Papiers ausfüllend, auf der man sie sich gezeichnet denkt), bis hin zur Chaosforschung, den Fraktalen Mandelbrots. Vgl. hierzu John Briggs und F. David Peat 1990, S. 132f. Klar umrissene Figur und ›Ornament‹ werden damit tendenziell nicht mehr unterscheidbar; daß das als Bedrohung im Zeitbewußtsein gegenwärtig war, zeigt das zwei Jahre nach Erscheinen des *Törleß* geschriebene Manifest von Adolf Loos, *Ornament und Verbrechen* (1962).

der Grundlage von Denknötlichkeiten, die selbst nicht wieder herleitbar sind. Das ist im Hinblick auf die *Kritik der praktischen Vernunft*, auf die Törleß an dieser Stelle wohl verwiesen wird, eine Fehlcharakteristik. Erkenntnistheoretisch gewendet, was hier eher zur Debatte steht, wäre demgegenüber an die *Kritik der reinen Vernunft* zu denken, an die Problematik des ›Ding an sich‹, das Musil auch an anderer Stelle als Ärgernis behandelt.⁸ Kant insistiert in der *Kritik der reinen Vernunft* auf einem Doppelblick auf alle Gegenstände der Erkenntnis:

daß dieselben Gegenstände einerseits als Gegenstände der Sinne und des Verstandes für die Erfahrung, andererseits aber doch als Gegenstände, die man bloß denkt, allenfalls für die isolierte und über [die] Erfahrungsgrenze hinausstrebende Vernunft, mithin von zwei verschiedenen Seiten betrachtet werden können.⁹

Von der Welt der Erscheinungen, so Kant, kann der Mensch durch Zusammenwirken seiner Sinnlichkeit und seines Verstandes Erkenntnis haben, der erkenntnismäßige Zugang zu den Dingen an sich (zu dem, was bewirkt, daß etwas erscheint) ist dem Menschen dagegen verschlossen. Heidegger erklärt hierzu:

Der Unterschied von Ding an sich und Erscheinung meint immer die Dinge selbst, aber unter dem Titel ›Erscheinung‹ die Dinge, sofern sie dem endlichen Anschauen begegnen, unter dem Titel ›Ding an sich‹ dieselben Dinge, wie sie einem Unendlichen, das heißt sie selbst allererst herstellenden Anschauen entspringen (Heidegger 1977, S. 98).

Diese klare Trennung Kants, was der Erkenntnis zugänglich ist und was nicht, ist für Musil gerade das Anstößige:

Es kann aber gar kein Zweifel bestehen, daß wir durch die Tatsachenwissenschaften zu den uralten metaphysischen Kardinalfragen neue Gesichtspunkte bekommen werden.

Kants Ding an sich hat hier ungeheuer geschadet. Es hat eine Fragestellung als unmöglich erwiesen und man glaubt, daß man nur so fragen kann.¹⁰

In seiner Schlußrede vor dem Lehrerkollegium benennt Törleß die Fragestellung, die seine Verwirrung ausgemacht hat und die er nun nicht mehr weiter verfolgen will. Es war das Bemühen, statt in der Auffassung eines Gegenstandes das Erkennbare (die Erscheinung) und das der Erkenntnis sich Entziehende (bei Kant das Ding an sich, im Roman die andere Wirklichkeit, zu der die Übertretung geöffnet hat) klar zu trennen und nebeneinander stehen zu lassen, beides »miteinander zu vergleichen« (138), also aufeinander zu beziehen. Nicht eine Zwei-Welten-Theorie steht zur Debatte (etwa: Erkenntnis und Gefühl oder, mit einer Formulierung aus dem *Mann ohne Eigenschaften*, »Genaugigkeit und Seele«¹¹ als gleichberechtigte Weisen, Wirklichkeit zu erfassen), sondern das Problem, die zutiefst geschiedenen Wirklichkeiten als ein Kontinuum zu fassen, was immer verlangt, nach dem Übergang von der einen zur

⁸ Auf Musils Auseinandersetzung mit Kant geht ausführlicher ein: Thomas Söder 1988.

⁹ Immanuel Kant 1956, B XIX, S. 21.

¹⁰ Robert Musil: »Der deutsche Mensch als Symptom«, in: Gesammelte Werke 2, S. 1359.

¹¹ Der Mann ohne Eigenschaften, Gesammelte Werke 1, S. 597.

anderen zu fragen. Törleß, der sich auf die Mathematik und ihre erkenntnistheoretischen Implikationen beschränkt, kann sich mit der doppelten Sicht auf die Dinge (vgl. 138) nicht abfinden. Hinsichtlich der imaginären Zahlen läßt sich das Problem noch meistern, das ist aber nicht mehr möglich, wenn der Gedanke an Basini hinzutritt (vgl. 83). Denn die Lücke, die Basinis Übertretung im Bild einer festgefügteten, berechenbaren Welt aufgerissen hat, ist nicht, wie die imaginären Zahlen, durch Kürzen in der Gleichung wieder zu schließen. Basini ist die Provokation, daß es Vergleichbarkeit/Verknüpfung der einen Wirklichkeit (der Normalität) und der anderen (der Übertretung) geben müsse, da Basini selbst ja eine Einheit bleibt, kein Riß durch ihn hindurch geht. Törleß' Versuche, beides zu verknüpfen, scheitern aber; damit reißt Basini nicht nur eine Lücke in der bisher als kohärent gefaßten Wirklichkeit auf, sondern verstellt diese zugleich. Der doppelte Blick auf die Dinge kann nicht am Rechnen mit imaginären Zahlen allegorisch gefaßt werden, da dies an die Basini-Erfahrung nicht heranreicht, vielmehr nur zum Nebeneinander beider Sichtweisen auf die Welt gelangt. Es folgt ein Versuch, diese in der Figur der Metapher zu verknüpfen. Törleß liest Kant, also die Rechtfertigung des doppelten Blicks auf die Dinge als Erscheinung und als Ding an sich, zugleich ein Zergliedern der Vermögen, die Erkenntnis produzieren:

Es war zum ersten Male wieder das gewisse Buch, und Törleß hatte sich die Situation sorgsam so ausgedacht gehabt: Vorne saß Basini, hinten er, mit den Augen ihn festhaltend, sich in ihn hineinbohrend (95).

Das Zergliedern, das Strukturieren der Erkenntnisvermögen unter der Anleitung Kants soll sich im Horizont des anderen entfalten, wofür Basini steht, das »lebendige, komplizierte, fragwürdige Leben«, also die Welt, die sich der Strukturierung entzieht. Törleß will wieder vergleichen (vgl. 105f.), das eine am anderen messen, er will es nicht beim Nebeneinander beider Glieder belassen (das wäre die bei Musil immer wieder herausgestellte Opposition Ordnung – Ordnungsloses, Ratio – Gefühl, Genauigkeit – Seele, Welt des Verstandes, der Anschauung und Begriff zusammenführt, und Welt der Ideen, die sich aller Anschauung, mithin Konkretisierung verweigern, hier die Idee »Leben«). Törleß will vielmehr den Moment fassen, da sich das eine in das andere transformiert, den Moment, da es das eine ist und das andere. Das eben wäre poetologisch das Zusammenführen beider Glieder in der Figur der Metapher. Dies interessiert ihn an der Übertretung. Aber wieder markiert Basini diese nicht nur, sondern verstellt sie zugleich. Denn das Vorhaben mißlingt, es bleibt beim Nebeneinander beider Glieder:

Aber es ging nicht. [...] Es war zu wenig unvermittelt und die Stimmung erlahmte rasch zu einer zähen, breiigen Langeweile, die sich eklig an jeden der viel zu absichtlich immer wieder erneuten Versuche klebte (95).

In der nachfolgenden Szene der Befragung Basinis betont dieser gerade, daß es keinen Übergang gebe, weder bei seinem Vergehen, noch bei den Entwürdigungen, die er zu erleiden hat, keinen Riß, sondern nur ein selbstverständliches

Vorher (des Geordneten) und ein nicht weniger selbstverständliches, aus Gründen ableitbares Nachher (des Eingetreten-Seins in das Ordnungslose). Musil bleibt mit den nachfolgenden Ansätzen seiner Figur, diesen Moment der Transformation zu fassen, weiterhin im Horizont Kants, nun der *Kritik der Urteilskraft*. Denn die Frage des Übergangs, der Verknüpfung beider Positionen im Moment der Transformation, verbindet er anschließend mit der Erfahrung des Schönen. Und Musil bleibt ein strenger Kantianer, insofern er diesen Weg in den beiden Varianten, die er vorführt, zugleich zurückerinnert.

Zum einen wird die Erfahrung des Schönen (Basinis nackter Körper) mit Begehren verknüpft, ist das Wohlgefallen am Schönen mithin statt interesselos interessiert. So fällt Törleß in die Sinnlichkeit zurück, verschließt sich der Bereich des Anderen: »Er konnte sich der Macht dieser Schönheit nicht entziehen [...]. Hier aber war sie auf den Wegen der Sinnlichkeit zu ihm gekommen« (98). Später heißt es dann: »Er hatte sich gewöhnt, auf außerordentliche, verborgene Entdeckungen zu hoffen, und war dabei in die engen, winkligen Gemäcker der Sinnlichkeit gelangt« (114). Zum anderen gehört hierher der Verweis auf den erwachsenen Törleß, der den Interpreten so viel Kopferbrechen bereitet hat,¹² da der systematische Ort nicht erkannt wurde, den er einnimmt, eben das Schöne als Ort der Verknüpfung zwischen den beiden Welten. Denn an genau der Stelle, da vom Versinken des jugendlichen Törleß in die Sinnlichkeit, also von verfehlter Hinwendung zum Schönen die Rede ist, schaltet der Erzähler die Hinwendung des späteren Törleß zum Schönen ein. Dies Bild ist durchaus ironisch gezeichnet, Törleß als »ein junger Mann von sehr feinem und empfindsamem Geiste« (111); das Schöne leistet auch jetzt keine Transformation, es ist funktionalisiert zur »schöngeistigen« Seelenerziehung (111f.). Bei Kant leitet das Schöne vom Reich der Erscheinungen (zugleich des zergliedernden Verstandes) zum Reich der Ideen nur symbolisch; der Dandy Törleß, der statt dessen entworfen wird, ironisiert die falschen Aneignungen Kants in der Tradition von Schillers Entwurf einer ästhetischen Erziehung.

Die Übertretung sprechen zu machen, hat sich als Anliegen des Romans erwiesen. Nach den Versuchen am Leitfaden der Allegorie und dann der Metapher erfolgt mit Törleß' Rede vor dem Lehrerkollegium ein dritter Versuch, den man als diskursive Engführung charakterisieren kann: Der Erzähler betont, daß diese Rede nicht durch einen »neuen Gedanken« bemerkenswert sei.¹³ Wie in einer Coda wird vielmehr die abgelaufene Auseinandersetzung mit der Übertretung nochmals durchgegangen, der verworfene Ansatz, die Übertretung auf den Begriff zu bringen (durch Urteil und Strafe), dann der Ansatz, sie als Öffnung in eine metaphysische Welt aufzufassen. Weiter bringt Törleß seine Erfahrung des doppelten Gesichts zur Sprache, das die Dinge der

¹² Vgl. hierzu Claus Erhart 1991; Stefan Howald 1984; Uwe Baur 1973; Hans-Georg Pott 1984.

¹³ »Nicht als ob ein neuer Gedanke ihm diese Sicherheit und Helle verschafft hätte.« (136)

Welt natürlich (berechenbar) erscheinen läßt und zugleich unmöglich, und er endet, indem er aus den gescheiterten Versuchen, die Transformation des einen in das andere zu fassen, sei es allegorisch oder metaphorisch, die Schlußfolgerung zieht:

Ich weiß: die Dinge sind die Dinge und werden es wohl immer bleiben,¹⁴ und ich werde sie wohl immer bald so, bald so ansehen. Bald mit den Augen des Verstandes, bald mit den anderen ... Und ich werde nicht mehr versuchen, dies miteinander zu vergleichen ... (138).

Diese Rede hält die Öffnung zur anderen Wirklichkeitserfahrung aufrecht, nicht nur indem sie inhaltlich auf diese verweist, sondern mehr noch, indem sie die gewohnten, von den Lehrern entsprechend suggestiv nahegelegten Strategien abwehrt, sie durch Rationalisieren oder metaphysisches Funktionalisieren sofort wieder zu verschließen. So leistet die Rede, was Basinis Tat geleistet hatte: Lücken aufzureißen in der scheinbar kohärent erfahrenen Wirklichkeit. Zugleich negiert diese Rede aber die Möglichkeit, diese Übertretung als Übertretung, d. h. im Moment der Transformation der einen Welt in die andere zu fassen (in der Absage an weitere Versuche des Vergleichens). So verstellt die Rede die Übertretung ebenso wie sie sie markiert.¹⁵ Damit aber ist vollständig in Rede überführt, was Basini war, ist Törleß' Sprechen hier Basini als Rede. Die Erzählung unterstreicht dies damit, daß Törleß' Rede mit demselben Verdikt (Relegation von der Schule) bedacht wird, wie Basinis Tat. In Törleß' Schlußrede überführt der Roman die Übertretung in ihrem eigenen Paradox (Öffnung zu sein, Lücken aufzureißen und diese zugleich zu verstellen) vollständig in das Medium Rede, wird nicht mehr über die Übertretung, sondern wird diese selbst gesprochen, womit die radikalste Möglichkeit erreicht ist, Verbrechen und Literatur aufeinander zu beziehen.

Der Schluß des Romans wiederholt Törleß' Bescheidung, es beim Nebeneinander zu belassen (»er wußte nun zwischen Tag und Nacht zu scheiden« [140]). Die Versuche, die Grenzen zu verwischen, die unvermittelbaren Welten durcheinandergelassen zu lassen, sind zu leisen Erinnerungen herabgestimmt, wie von Törleß als letztes gesagt wird, daß er »den leise parfümierten Geruch [prüfte], der aus der Taille seiner Mutter aufstieg« (140).

Gegenüber Musils radikalem Projekt, nicht über Übertretung, sondern diese selbst zu sprechen, behandeln Muschg wie Kluge die Übertretung als *Gegenstand* der Rede. Das Interesse des Erzählens ist bei beiden Autoren auf Möglichkeiten und Grenzen gerichtet, Übertretung als Kontinuum zu fassen, was immer den Handlungssinn hat, sie zum Verschwinden zu bringen. Denn lückenlos hergeleitet, löst sie sich in Nichts auf. Beide Texte entwerfen Redesituatio-

nen vor Gericht, zielen mithin darauf, einem Gericht den Hergang einer Untat verständlich zu machen. Die lückenlose Herleitung der Tat schränkt, da dies Determiniertheit bedeutet, die Belangbarkeit des Täters entschieden ein. Denn belangbar ist nur, wer in seinem Handeln als über sich selbst verfügend angenommen werden kann. Die Problematik solcher Einschränkung der Belangbarkeit des Täters entfaltet bekanntlich schon Büchners *Woyzeck*.

Ihren Reiz gewinnt Adolf Muschgs Erzählung *Der Zusenm oder das Heimat*¹⁶ nicht aus der Herleitung des hier verhandelten Vergehens: ein verarmter, sehr eingeschränkt lebender Bauer hat, lange nach dem Tod seiner Frau, inzestuöse Beziehungen mit seinen (schon erwachsenen) Töchtern. Zur Herleitung und Entlastung der Tat führt der Text an: Mitleid mit der älteren Tochter, die das heiratsfähige Alter überschritten hat, ohne je Liebe erfahren zu haben, zugleich eine Art Halluzination, die ihn in der Tochter die verstorbene Frau sehen ließ; generell erscheint das inzestuöse Verhältnis der drei Personen als eine Art Erlösung von langjährigem Leidensdruck, als Abkapselung in diese Liebesgemeinschaft gegenüber einer Umwelt, die die drei in ihrer Not stets allein gelassen hat, mit Ruchbarwerden des Inzests aber sofort anklagend zur Stelle ist. Zwingend wird die Erzählung nicht durch diese Argumente,¹⁷ sondern durch die Erzählperspektive. Der Text besteht aus dem Brief des Täters an das Gericht, worin er Tathergang, Vorgeschichte und seine Erklärung des Geschehens vorträgt. Geleistet wird dies in einer stilistisch blendend inszenierten unbeholfenen Sprechweise, die anschaulich ist, wie dies sonst nur Dialekt sein kann, hier aber in Hochsprache gegeben wird, was den Schreibenden immer wieder sich verheddern läßt in Grammatik, Bildlichkeit usw., in einer Sprache, die gleichzeitig durchsetzt ist mit Reminiszenzen an die Luthersprache. Der Briefschreiber vermerkt etwa:

[...] und wenn es Sünde war und jetzt keiner mehr etwas von uns wissen will, so bitte ich Sie doch, aus dem geschl. Verkehr kein übertriebenes Wesen zu machen, welches wir auch nicht taten, sondern der Frieden war die Hauptsache, und haben wir ja keinen Menschen gestört, sondern sind nie auf Rosen gebettet gewesen. Und verspreche Ihnen, daß die Unzucht keine reine Freude war, weil eine solche auf der Torggelalp gar nicht vorkommt, sondern nur etwas Trost (40).

Die Hochsprache im Munde des Dialektsprechers, die Luthersprache im Munde des Übeltäters: das schafft Komik des Kontrasts, führt aber nicht zu Verlachen, eher zu Mitleid, da es den Sprechenden in seiner immer gleichen, ihn negierenden Situation zeigt, sich im Fremden bewegen zu müssen, in dem

¹⁶ Zitate aus dieser Erzählung werden nachfolgend im Text nach folgender Ausgabe nachgewiesen: Adolf Muschg 1974. In der Forschung wird stets der besondere Rang dieser Erzählung hervorgehoben. Vgl. Renate Voris 1984, S. 89f.; Wiederabdruck einiger Rezensionen in: Judith Ricker-Abderhalben (Hg.) 1979.

¹⁷ Gert Sautermeister 1989 unternimmt in seiner Interpretation der *Liebesgeschichten* das Experiment, aus den vorgetragenen Entlastungsgründen eine mögliche Anwaltsrede zusammenzustellen, um zu dem wenig überraschenden Ergebnis zu gelangen, daß die Erzählung ihren Reiz nicht in dieser Argumentation hat.

¹⁴ Analog äußert Törleß gegenüber Reiting: »Ich weiß jetzt nichts von Rätseln. Alles geschieht: Das ist die ganze Weisheit.« (125)

¹⁵ Diese wesentliche Einschränkung übersieht Joseph Vogl 1987, da er Konzepte Foucaults auf den Roman nur projiziert. Im Kontext Nietzsches erörtert Roger Willemsen 1986 Musils Öffnung zu einem anderen Sprechen.

er nur sein Versagen manifestieren kann. Das entfremdete Sprechen ist aber nicht nur komisch und zugleich schreiende Anklage eines immer nur Geduckten. In den Brüchen, die der Sprechende ständig produziert, weil er sich im fremden Medium bewegt, beharrt er auch auf eigener Würde, auf einem Anspruch, als Mensch genommen zu werden, d.h. als frei, das eigene Handeln verantwortend, wenn er etwa schreibt:

Ersuche auch um Belehrung, wie ich mich bei den Verhören ein für allemal ausdrücken soll, da ich wohl sehe, mit meiner Redensart die Herren keineswegs befriedigt zu haben, sondern womöglich alles nur schlimmer gemacht, wenn auch wahrheitsgemäß (45).

oder wenn er seinen Brief mit der Bemerkung schließt:

Ich habe Ihnen nur geschrieben, weil meine mündlichen Worte zu Ihrer Zufriedenstellung nicht ausreichen und weil Sie vielleicht trotzdem Gelegenheit nehmen, meinen Töchtern einen Gruß zu bestellen, welchen ich hiermit niedersetze, aber auch dieses nicht meinestwegen, sondern weil sich die Mädchen in diesen Jahren wieder etwas Wärme gewohnt waren.

Bitte auszurichten, ich dächte Tag und Nacht an meine Töchter, aber nicht wie das hohe Gericht meint (46).

Brillant inszeniert Muschg das Paradox dieser reduzierten Rede. Sie erweist suggestiv das Handeln des Täters als unfrei und entlastet ihn damit, zugleich aber leistet sie Widerstand gegen die Vorstellung von Determination, auf deren Grundlage Entlastung von der Untat nur möglich ist. Solcher Widerstand setzt aber den Entwurf eines nicht reduzierten Mensch-Seins voraus:

Und auch dieses war nicht wegen dem Fleisch, sondern weil das Fleisch mit einer Seele geplagt ist und nichts mehr zu hoffen hat, wenn es keine Wärme findet, was ich infolgedessen nicht länger mitansehen konnte (43).

Das kann als raffinierte Selbstbehauptungsstrategie des Sprechenden aufgefaßt werden, ebenso auch als Aufstand der erzählten Figur (die auf Selbstverfügung besteht) gegen ihren Erzähler, der sie durch Aufweis ihrer Fremdverfügung freisprechen will.

Sprechen als mißlingendes und im Mißlingen doch gerade gelingendes Sich-Bewegen im fremden Medium ist hier mehr als soziales Kolorit. Es pointiert das Paradox, in das der Ansatz, Übertretung in der Rede als Kontinuum zu fassen, notwendig führt. Es ist ein doppeltes Paradox. Nach innen (und zugleich inhaltlich) erweist es sich darin, daß die Entlastung des Täters durch Aufweis seiner Determination ihn erneut ausgrenzt (als reduzierten Menschen, der nicht über sich verfügt), was die Entlastung doch eigentlich verhindern will. Nach außen (und zugleich formal) ist die Rede paradox, insofern die vollständige Ableitbarkeit der Tat die Übertretung zwar einebnet, so verbalisierbar macht, aber um den Preis einer Redeweise, die von der gewohnten markant unterschieden ist, mithin gleichfalls die Ausgrenzung neu vollzieht.

Muschg erarbeitet mit dieser Erzählung die inhumanen Implikationen perfekter Anwaltsrede, indem er seine Figur einen Aufstand gegen deren implizi-

tes inhumanes Menschenbild versuchen läßt. Hierin gibt die Erzählung ein grundlegend aufklärerisches Anliegen ihres Autors zu erkennen.

Alexander Kluges Erzählung *Warten auf bessere Zeiten*¹⁸ für sich zu betrachten, ist ohne Zweifel eine Verkürzung, da dieser Text Teil ist eines komplexen Montagewerks, der *Neuen Geschichten*, Hefte 1–18, denen der Autor den in Anführungszeichen gesetzten Untertitel mitgegeben hat »*Die Unheimlichkeit der Zeit*«, um im Vorwort dann sogleich zu betonen, daß die in diesem Band versammelten Geschichten *Geschichten ohne Oberbegriff* seien und, als generelle *captatio nesciendi* des Erzählenden: »Ich behaupte nicht, daß ich selber ihre [der Neuen Geschichten] Zusammenhänge immer begreife« (9). So will die Montage als Strukturprinzip des einzelnen Textes wie des gesamten Textkonvoluts Aufforderung sein, das Disparate durch erhöhtes Bewußtsein aufzufangen.

Der hier ausgewählte Text entwirft eine Gerichtsszene. Verhandelt wird das Vergehen eines Arbeiters, der als Untermieter mit den minderjährigen Töchtern der Familie, bei der er wohnt, sexuellen Verkehr praktiziert hat (angeblich auf deren Wunsch hin). Die Richterin will dem Angeklagten helfen; als Begründung führt der Erzähler an, »daß sie ebenfalls ein Mensch mit erotischem Interesse war«, zugleich eine »Protesthaltung gegen ihre derzeitige strafrichterliche Funktion entwickelt« hatte (543). Im Zentrum der berichteten Gerichtsverhandlung steht die Frage nach dem Übergang von harmlosen Gesprächssituationen mit den Mädchen zum sexuellen Akt. Die Frage wird nicht gelöst, der Angeklagte rekurriert nur immer neu auf die »Stimmung«, in der alles enthalten gewesen sei: »Es war eine gewisse Stimmung da« (548), »Es ergab sich eine gewisse Stimmung« (549), »Da ist gar kein Übergang. Das war schon alles perfekt, ehe sie mein Zimmer betrat« (549f.), [...] »weil es ineinander übergeht und dann ist ein Sprung da« (551f.). Mit ihrem großen Interesse an dem Übergang (»Aber mich würde schon fesseln, wie man das verbalisiert« [552]) manifestiert die Richterin die Spannung, unter der sie steht. Ihr »erotisches Interesse« läßt sie der Tat die Schwere nehmen, ihre Funktion als Repräsentantin der geltenden Rechtsordnung verlangt von ihr, die Tat zu verurteilen. Die Unmöglichkeit, beides in Einklang zu bringen, deutet der Erzähler im voraus darin an, daß er das Gesicht der Richterin als eigenartig verschoben zeichnet:

[...] ihr Mund war von seinem rechten Sitz um einige Zentimeter verrückt, man hätte ihn nach unten biegen müssen auf Kosten des problematischen Kinns, um ein »normales« Gesicht zu haben (543).

Auffällig an diesem Text ist die Selbstverständlichkeit, mit der hier ein allwissender Erzähler gesetzt ist, der ständig kommentiert (während die Mon-

¹⁸ Zitatnachweise im Text nach der Ausgabe: Alexander Kluge 1977. Als Hinführung zu Thematik und Sprachgestus der *Neuen Geschichten*: Stefanie Carp 1987; Ulrike Bosse 1989; Thomas Böhm-Christl 1983. Ausführliche Bibliographie: Bernhard Urbanowski 1985.

tagestruktur doch auf Eigenaktivität des Lesers hinaus will). Der Kommentator zeigt dabei die Gerichtsverhandlung in ein unauflösliches Dilemma verstrickt. Um die ›Stimmung‹, in der der Übergang zur Tat beschlossen lag, fassen zu können, müßte im Gerichtssaal eine analoge ›Stimmung‹ des gegenseitigen Sich-Öffnens, Vertrauens, Nicht-zum-Objekt-Machens hergestellt werden. Eben das läßt die Gerichtssituation aber per se nicht zu. So bleibt der Übergang zur Tat unaufklärbar, kann das Urteil über diese nie angemessen sein: »Sie [die Richterin] konnte sich nur ›inadäquat‹ ausdrücken oder unterlassen. Das machte ihre Miene schief« (553), kommentiert der Erzähler. Solch eine ›Stimmung‹ des unbefangenen Einander-Vertrauens, die in der erzählten Situation nicht hergestellt werden kann, sucht der Erzähler medial, d.h. auf der Ebene des Diskurses, in seinem Umgang mit dem Erzählstoff, aufzubauen. Das gibt dem poetologisch anachronistisch anmutenden allwissenden Erzählen Sinn, einem Erzählen, das ganz von der inneren Motivation der Figuren her, die fraglos zugänglich zu sein scheint, erfolgt. Aber auch dieses Erzählen kann den entzogenen Übergang zur Tat nicht aufklären, sondern nur dessen Entzug, das erläuterte unauflösliche Dilemma, festhalten. Derart erfüllt es sehr genau, was der Erzähler in seinem Vorwort zur »Form« erläutert hat, daß sie »die Lücke« sei, »das, was die Geschichte gerade jetzt nicht erzählt« (9). Der Erzähler kommt auf der Ebene des Diskurses durchaus an dem Ziel (der erstrebten ›Stimmung‹) an, das die erzählte Figur vergeblich erstrebt. Es nützt ihm aber nichts, da er dann nur die Lücke sichtbar machen kann, die die erzählten Figuren nicht zu schließen vermögen. Dieser Widerspruch mag eine Konkretion dessen sein – neben vielen anderen Konkretionen der weiteren Geschichten des Bandes –, was der Untertitel der *Neuen Geschichten* als ›Unheimlichkeit der Zeit‹ angekündigt hat. Das Reden über die Übertretung auf der Ebene der *histoire* wird bei Kluge derart transzendental. Es verschiebt sich zur Rede auf der Ebene des *discours* über die Unmöglichkeit, die Bedingung herzustellen, unter der die Übertretung vollständig verbalisiert werden könnte.

Zitierte Literatur

- Baur, Uwe (1973): Zeit- und Gesellschaftskritik in Robert Musils Roman *Die Verwirrungen des Zöglings Törleß*. In: Vom *Törleß* zum *Mann ohne Eigenschaften*. Hg. von U. B. und Dietmar Goltschnigg. München, Salzburg: Fink, S. 19–45.
- Benjamin, Walter (1974): Über einige Motive bei Baudelaire. In W. B.: *Gesammelte Schriften*. Hg. von Rolf Tiedemann und Hermann Schweppenhäuser. Band 1,2. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1974, S. 605–653.
- Böhm-Christl, Thomas (1983): Sprachgesten der *Neuen Geschichten*. In T. B.-C. (Hg.): Alexander Kluge. Frankfurt/M.: Suhrkamp (= st 2033), S. 117–152.
- Bosse, Ulrike (1989): Alexander Kluge – Formen literarischer Darstellung von Geschichte. Frankfurt/M.: Lang.
- Briggs, John und David F. Peat (1990): Die Entdeckung des Chaos. Eine Reise durch die Chaos-Theorie. Aus dem Amerikanischen von Peter Kafka. München: dtv (= dtv 30349).

- Büren, Eberhard von (1970): Zur Bedeutung der Psychologie im Werk Robert Musils. (Zürcher Beiträge zur Literatur- und Geistesgeschichte, Bd. 37) Zürich: Atlantis.
- Carp, Stefanie (1987): Kriegsgeschichten. Zum Werk Alexander Kluges. München: Fink.
- Erhart, Claus (1991): Der ästhetische Mensch bei Robert Musil. Vom Ästhetizismus zur schöpferischen Moral. (Innsbrucker Beiträge zur Kulturwissenschaft: Germanistische Reihe, Bd. 43) Innsbruck: Institut für Germanistik.
- Foucault, Michel (1979): Zum Begriff der Übertretung. In M. F.: *Schriften zur Literatur*. (Paris 1962) Frankfurt/M.: Ullstein (= 35011), S. 69–89.
- Heidegger, Martin (1977): Phänomenologische Interpretation von Kants *Kritik der reinen Vernunft*. In M. H.: *Gesamtausgabe*. II. Abteilung, Band 25. Hg. von Ingrid Gölzl. Frankfurt/M.: Vittorio Klostermann.
- Howald, Stefan (1984): Ästhetizismus und ästhetische Ideologiekritik. Untersuchungen zum Romanwerk Robert Musils. München: Fink.
- Kafka, Franz (1990): *Der Proceß*. (1925) In der Fassung der Handschrift hg. von Malcolm Pasley. Frankfurt/M.: Fischer.
- Kant, Immanuel (1956): *Kritik der reinen Vernunft*. (1787) Hamburg: Meiner (= Philosophische Bibliothek 37a).
- (1924): *Kritik der Urteilskraft*. (1791) Hamburg: Meiner (= Philosophische Bibliothek 39a).
- Kluge, Alexander (1977): Warten auf bessere Zeiten. In A. K.: *Neue Geschichten*. Hefte 1–18. ›Unheimlichkeit der Zeit‹. Frankfurt/M.: Suhrkamp (= es 819), S. 543–553.
- Loos, Adolf (1962): Ornament und Verbrechen. (1908) In A. L.: *Sämtliche Schriften in zwei Bänden* hg. von Franz Glück. Band 1. Wien, München: Herold, S. 276–287.
- Muschg, Adolf (1974): Der Zuseher oder das Heimat. In A. M.: *Liebesgeschichten*. Frankfurt/M.: Suhrkamp (= st 164), S. 23–46.
- Musil, Robert (1978): Die Verwirrungen des Zöglings Törleß. (1906) In R. M.: *Gesammelte Werke*. Hg. von Adolf Frisé. Band 2. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, S. 7–140.
- (1978): Der deutsche Mensch als Symptom. (1923) In R. M.: *Gesammelte Werke*. Hg. von Adolf Frisé. Band 2. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, S. 1353–1400.
- (1978): Der Mann ohne Eigenschaften. In R. M.: *Gesammelte Werke*. Hg. von Adolf Frisé. Band 1. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- (1978): Über Robert Musil's Bücher. (1913) In R. M.: *Gesammelte Werke*. Hg. von Adolf Frisé. Band 2. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, S. 995–1001.
- Pott, Hans-Georg (1984): Robert Musil. München: Fink (= UTB 1287).
- Ricker-Abderhalben, Judith (Hg.) (1979): Über Adolf Muschg. Frankfurt/M.: Suhrkamp (= st 686).
- Roßbacher, Karlheinz (1986): Mathematik und Gefühl. Zu Robert Musils *Die Verwirrungen des Zöglings Törleß*. In: *Österreichische Literatur des 20. Jahrhunderts*. Hg. von Sigurd Paul Scheichl und Gerald Stieg. Innsbruck: Institut für Germanistik, S. 127–140.
- Sautermeister, Gert (1989): In Mit-Leidenschaft ziehen. *Liebesgeschichten* Adolf Muschgs. In: Adolf Muschg. Hg. von Manfred Dierks. Frankfurt/M.: Suhrkamp (= st 2086), S. 17–49.
- Söder, Thomas (1988): Untersuchungen zu Robert Musils *Verwirrungen des Zöglings Törleß*. (Deutsche und vergleichende Literaturwissenschaft, Bd. 11) Rheinfelden: Schöbelle.
- Urbanowski, Bernward (1985): Bibliographie. In: Alexander Kluge. Hg. von Heinz Ludwig Arnold. München: Edition Text + Kritik, S. 145–163.
- Vogl, Joseph (1987): Grenze und Übertretung. Der anthropologische Faktor in Robert Musils *Die Verwirrungen des Zöglings Törleß*. In: Robert Musils ›Kakanien‹ – Subjekt und Geschichte. Festschrift für Karl Dinklage zum 80. Geburtstag. Hg. von Joseph Strutz. München: Fink, S. 60–75.
- Voris, Renate (1984): Adolf Muschg. München: Beck.
- Willemsen, Roger (1986): Dionysisches Sprechen. Zur Theorie einer Sprache der Erregung bei Musil und Nietzsche. In: DVJS 60, S. 104–135.